

NEUES IN LUZERN

Paul Alfred Sarasin
berichtet
von den diesjährigen
Festwochen

Die Organisatoren der Internationalen Musikfestwochen Luzern erklären jedes Jahr, ihr Ziel sei in erster Linie, bewährte musikalische Werke anerkannter Meister in erstklassiger Wiedergabe zu vermitteln. Daß sie diese Aufgabe vorbildlich erfüllen, bezeugt man ihnen gern. Aber nicht minder freut man sich über die Tatsache, daß man in Luzern nicht nur bequem auf Mozart, Beethoven und Brahms "ausruht", sondern zuweilen doch auch in die neuere Zeit vorstößt. In diesem Jahr war ein gewisser Wagemut unverkennbar, wobei dieser sich allerdings in erster Linie auf zwei "Musica-Nova-Konzerte" bezieht, während in den acht regulären, großen (und teuren) Symphoniekonzerten die lebenden Komponisten nur vereinzelt zum Zuge kamen. Dabei ergab sich aber zum Beispiel die Überraschung, daß Zoltan Kodaly — der mit seiner Gattin persönlich nach Luzern kam — schon bald zum ausgesprochenen Favoriten des Publikums vorrückte. Den Anlaß dazu bot die Uraufführung seiner einzigen Symphonie (C-dur, 1961), die er im Auftrag des Schweizer Festspiel-Orchesters komponiert hatte und sie ihm denn auch für die festliche Er-

öffnung der Luzerner Konzertreihe überließ. Angesichts der Persönlichkeit und des Alters Kodalys brauchte allerdings niemand Angst zu haben, mit "schrecklichen" neuen Tönen und Klängen überschüttet zu werden. Der ungarische Meister hält treu zur klassischen Überlieferung, ist aber gleichzeitig im Geist erstaunlich jung geblieben, hat sich sein Musikantenherz bewahrt und verfügt noch über genügend schöpferische Phantasie, um ein so gewichtiges Werk wie eine Symphonie durchzuhalten. Hell und Dunkel weiß Kodaly mit Meisterschaft einander gegenüberzustellen — das erfährt man schon beim ersten Satz, der aus zarten Anfängen langsam herauswächst und festlichen Glanz erhält, Paukenwirbel und schlichte Bläuersoli wirksam zur Geltung kommen läßt und uns die wundersamsten, süßesten Melodien beschert. Welch feine, intime Reize seine Symphonie hat, zeigt uns dann vor allem auch der Mittelsatz, wo Klarinette, Flöte und Oboe uns über den zitternden Streichern ihre schlichten Lieder singen. Kodaly nimmt sich Zeit, die Melodien ausschwingen zu lassen, er kennt das Geheimnis, mit wenigen Tönen viel zu sagen und Spannung zu schaffen. In solchen Partien liegt viel reife Altersweisheit. Daß diese aber auch edle, gelockerte Fröhlichkeit einschließt, beweist uns das Finale, wo Kodaly mit seinen Tanzweisen nicht nur dem Hörer, sondern offenkundig auch sich selbst immer wieder Freude bereitet. Lustig blasen die Trompeten, wobei Kodaly aber immer sehr kultiviert bleibt und — was ihn besonders auszeichnet — nie ins Plaudern gerät. Ist die Zeit erfüllt, dann hört er ohne lange Umschweife auf. Dies bewirkt, daß man seiner Symphonie nicht müde wird, sondern sie bis zum Schluß genießt. Mit Ferenc Fricsay — einem Schüler Kodalys — am Pult spielte das Schweizer Festspiel-Orchester ausgezeichnet und verschaffte damit der Novität einen guten Start in die musikalische Welt. — In Luzern durfte eine Woche später Kodaly mit seinen "Pflau-Variationen" einen neuen künstlerischen und persönlichen Erfolg buchen.

Nach dieser ungarischen Neuheit wurde eine schweizerische präsentiert: ein Violinkonzert des 41jährigen Zürcher Komponisten Armin Schibler, das er im Auftrag und in Zusammenarbeit mit Wolfgang Schneiderhan schrieb. Dieser hob es auch aus der Taufe, dürfte aber ebenso wenig Befriedigung dabei gefunden haben wie das Publikum, welches von dem kurzatmigen Werk nicht sehr stark beeindruckt war. Schibler wollte damit den Kampf zwischen Individuum (Solovioline) und Masse (Orchester) symbolisieren, eine zeitgemäße und gewiß nicht schlechte Idee, die jedoch wenig wirksam in Musik umgesetzt wurde. Vor allem bedauerte man, daß der Komponist von den Möglichkeiten eines großen Orchesters, das ihm ja hier zur Verfügung stand, nicht besser Gebrauch zu machen wußte. Noch bescheidener war das Ergebnis bei Klaus Hubers 1957 entstandener "Litania instrumentalis" für Orchester. Das Stück — in einem Musica-Nova-Konzert dargeboten — wirkte unreif und fiel stark ab neben den am gleichen Abend gespielten drei Sätzen aus der Suite As-dur für Streichorchester (1948) von Othmar Schoeck, dem herrlichen Violinkonzert von Willy Burkhard (vom Geiger Hansheinz Schneeberger vollendet gespielt) und der IV. Symphonie des Zürchers Robert Blum. Dieser Komponist, der sich sein Brot mit Filmmusik zu

verdienen pfllegt, hat hier ein ernstes Bekenntniswerk geschaffen, das seine Kräfte aus dem Choral „Der Tag der ist so freudereich“ bezieht und einen gesunden und wertbeständigen Eindruck macht.

Wir wollen das Bild der Luzerner Musikfestwochen aber nicht verfälschen, indem wir nur auf die neueren Werke verweisen. Denn wie gesagt: das Gebäude ruht in erster Linie auf den Standardwerken der Klassik und Romantik, mit deren Wiedergabe die Elite der Orchester (neben dem Schweizer Festspiel-Orchester diesmal vor allem die Berliner Philharmoniker), Dirigenten und Solisten betraut wird. Ein Abend von höchstem Niveau ist dem greisen Carl Schuricht und dem um 19 Jahre jüngeren, aber auch schon über 60jährigen Pianisten Robert Casadesu zu verdanken. Ihre Mozart-Interpretationen (Prager Symphonie und Klavierkonzert B-dur KV 595) waren untadelig, geprägt von Reife und Kultur. Und weil von Mozart die Rede ist, sei gleich auch die zweimalige Aufführung seines Requiems unter Josef Krips erwähnt. Obgleich er sich ein wenig militärisch-straff gab, was nicht unbedingt zum Requiem paßt, verfehlte dieses seinen Eindruck nicht. Hieran war neben dem vortrefflich instruierten Festwochenchor auch das erstklassige Solistenquartett (Maria Stader, Margrit Conrad, Anton Dermota und Walter Berry) beteiligt. Als ein Höhepunkt der diesjährigen Festwochen wird vielen Hörern auch die achte Symphonie von Anton Bruckner unvergänglich bleiben. Herbert von Karajan stand am Pult und zeigte eine Leistung, die von größter Intensität und schöner, reifer Verinnerlichung geprägt war. Als Gegenbeispiel nach der virtuellen Seite hin, was in einer großangelegten Konzertreihe durchaus am Platz ist, verdient das Symphoniekonzert mit dem Dirigenten Miltiades Caridis und dem Pianisten Van Cliburn genannt zu werden. Caridis' feuriges Temperament ist mit jenem besonderen Fluidum gepaart, das sofort packt und dem Orchester Höchstleistungen abfordert. Maurice Ravel's genialer Reißer „Boléro“ bekam dank seinen klugen Dispositionen durchaus Festspielrang. Und als dann noch der junge Amerikaner Van Cliburn mit blendender Technik und mit modern dosiertem Gefühl Tschairowskys erstes Klavierkonzert spielte, resultierte daraus ein Sensationserfolg.

Aber auch was nicht mit dem Wort „Sensation“ umschrieben werden kann, verdient manchmal besondere Aufmerksamkeit. Unter den „kleinen“ Luzerner Veranstaltungen gab es zwei ausgesprochene Kostbarkeiten: Einmal Ernst Haefliger's Liederabend mit Schuberts Liederkreis „Die schöne Müllerin“, dann ein Soloabend des englischen Gitarristen Julian Bream. Er ist ein Schüler Segovias, kommt mit seiner Kunst noch nicht ganz an diese einmalige Persönlichkeit heran, beherrscht aber Gitarre und Laute auf feinste Weise und zeigte mit Stücken aus dem 16. und 17. Jahrhundert, dann aber auch mit Werken neueren Datums (Frank Martin, Manuel de Falla, Isaac Albeniz) die reizvollen Möglichkeiten seiner Instrumente auf. — Aus England stellte sich in einem Kammerkonzert noch ein weiterer Spezialist vor: Philip Jones, der Trompeter, der in einem Konzert von Capel Bond sein Instrument hell durch den großen Saal schmettern ließ und sich mit dem English Chamber Orchestra zu frischem Musizieren verband.

Julian Bream

